

NOZ 28. Juli 1924

# Veränderung durch Poesie

von GOSWIN HEITHAUS

Es war einmal ein junger Mann, der hatte Hölderlin gelesen, und nun wollte er wie Hölderlin Verse schreiben und die Welt aufnorchen lassen. „Veränderung durch Poesie“, so nannte er sein Programm. Er sah seine Aufgabe vor allem darin, den Pfad der Tugend einzuhalten, den Weg der Gerechtigkeit abzustecken, die Straße des Erbarmens zu beschreiten. Der junge Mann hatte mit Lyrik über reisende Kornfelder und apfelsinenfarbene Sonnenuntergänge im Lokalblatt Erfolg gehabt, deshalb beschloß er, an der Ge-

wohnheit des Schreibens festzuhalten, obwohl er sich eingestand, daß Brot damit nicht zu erwerben sei; denn das Honorar war bescheiden.

Der junge Mann lebte in einer Großstadt. Er war im Supermarkt angestellt und mußte Preisetiketten auf Waren heften, deren er nicht bedurfte. Wenn er seine Arbeit erledigt hatte, setzte er sich in seinem möblierten Zimmer auf den Bettstrand und versuchte, sich selbst und der Welt zu verkünden, daß es höhere Ziele gibt als Preisetiketten auf Marmeladegläsern.

Aber sobald er angefangen hatte zu denken, überfiel ihn von der Straße her derartiger Lärm, daß ihm keine vernünftige Zeile einfiel.

Was ihm mangelte, war Stille. Er schloß das Fenster und stopfte sich Wachskügelchen in die Ohren, aber die Wachskügelchen waren eben nur Wachskügelchen und keine sowjetischen Lärmbrecher. Er war nicht imstande, Stille herbeizuziehen. Durch die pappigen Wände drangen Geräusche auf ihn ein, die seine Denkfähigkeit zermürbten. Mal war es die Straßenbahn, mal das Telefon, mal die Sirene eines Einsatzwagens der Polizei und mal die Stimme von Udo Lindenberg, der auf seine Weise ebenfalls dabei war, die Schläfer wachzurufen.

Stille, dachte er, wo finde ich Stille? Er gab die Stellung im Supermarkt auf und zog in ein Dorf, das von Wiesen und Ackern umgeben war. Dort hoffte er die notwendige Stille und jene Einsamkeit anzutreffen, die ihn befähigen würden, ein Gedicht zu verfassen. Er irrte sich. Anstelle der Straßenbahn und der Polizeistreifen peinigten jetzt Kreissägen und Betonmischer sein Ohr.

Der junge Mann wanderte umher und suchte Stille. Er erkundigte sich beim Gemeindvorsteher, beim Pfarrer und beim Vorsitzenden des Verkehrsvereins, wo denn die Stille geblieben sei, aber niemand konnte ihm eine plausible Antwort geben, und oft konnte er nicht einmal ihre Worte verstehen, weil ein Pulk Jagdflieger im Tiefflug dahindüsterte oder ein Lautsprecherwagen die Rede eines Parteipolitikers ankündigte.

Aus Gasthäusern, in die er sich einquartierte, vertrieb ihn der Lärm der Musikautomaten, Rundfunk, Fernsehen und der Bremsschrei von Kraftwagen, die mit zu hoher Geschwindigkeit in die Kurve gingen, verfolgten ihn. Es gab keine Stille mehr. Die Einsamkeit war Luxus geworden. Aus dem Gedicht wurde nichts. Er schalt sich selbst einen Esel, der schreiben will zu einer Zeit, in der die Menschen das Lesen aufgegeben haben.

Da er keine Einkünfte hatte und seine Ersparnisse aufgezehrt waren, machte er sich der Zechprellerel schuldig. Er wurde zu fünfzig Mark Geldstrafe verurteilt, ersatzweise fünf Tage Haft. Im Gefängnis waren die Mauern so dick, daß keine Musikbox und kein Wahlredner sie zu durchdringen vermochten. Endlich hatte er die ersehnte Stille gefunden, und einsam war es auch. Er schrieb ein Gedicht über einen blühenden Fliederstrauch, den er an einer Friedhofsmauer gesehen hatte. Als das Gedicht fertig war, wurde er entlassen.

Jetzt war der junge Mann sehr unglücklich, und fortan hegte er den Wunsch, in die Gefängniszelle zurückzukehren zu dürfen. Er dachte daran, Schaufelstercsheln einzuschlagen oder Strichmännchen an die Wände zu malen, aber als Nachfolger von Hölzlein war er nicht gewalttätig genug. Auch zu einem Überfall auf die Raiffeisen-

bank konnte er sich nicht entschließen, und für eine Karriere als Heiratsschwindler war er zu unansehnlich.

Zechprellerel und Strichmännchen brachten nichts an Strafe, und meistens ließ die Polizei ihn laufen. Eine Verwarnung, das war alles. Vor Gericht hatte er Tränen in den Augen, die Mitleid erwecken sollten, aber der Richter verstand es falsch und dachte, daß es Tränen der Reue seien. In Wirklichkeit sehnte sich der Angeklagte nach, eingesperrt zu werden.

Eines Tages lernte er ein Mädchen kennen, das Rosa hieß und gefärbte Haare hatte. Rosa verließte ihn, Kaufverträge abzuschließen und Wechsel zu unterzeichnen. Rosas möbliertes Zimmer füllte sich mit Garderobe, Elektrogeräten und Weinflaschen. Vor der Tür stand ein Auto, das auf Rosas Namen zugelassen war. Als die Wechsel geplazt waren und der „Spinner“, wie Rosa ihn nannte, vor Gericht stand, bat er um vier Jahre Freiheitsentzug. „Auf diese Höchststrafe habe ich Anspruch“, sagte er, „ich protestiere dagegen, daß man mich für unzurechnungsfähig erklären und freisprechen will.“

Je inständiger er jedoch um Strafe bat, desto nachgiebiger wurde der Richter. Die Schöfften schluckten vor Rührung, der Psychiater lobte die Intelligenz des Angeklagten, und beinahe hätte er Bewährungsfrist bekommen. Es kam nur auf ihm, der Anklage auf Berüfung den Besitz einer Kunststoffpistole hinzuzufügen. „Keine Bank ist vor mir sicher“, behauptete er. Er bekam drei Monate; auf mehr wollte sich das Gericht auf keinen Fall einlassen.

Jetzt sitzt der junge Mann in einer Strafvollzugsanstalt und schreibt. Hoffentlich kommt keine Amnestie dazwischen, die uns das Werk eines Dichters entzieht, der vielleicht doch ein paar vergnügliche Weisheiten zu verkaufen hat.